



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



Es ist mir aufgefallen, fuhr Dr. Stahlhardt ruhig fort, daß neulich, als der Plan vorlag, ein Parlamentshaus zu bauen, die Architekten zu einer Konkurrenz aufgefordert wurden, denn es schien mir daraus hervorzugehen, daß man den Bau jemand übertragen will, der sich gründlich darauf versteht.

Der Anthropologe sah ihn verwundert an, Dr. Stahlhardt aber ließ sich nicht irre machen.

Auch scheint es mir bemerkenswert zu sein, sagte er, daß man zum Kommando der Kriegsschiffe Männer nimmt, die den Seedienst gelernt haben, wie man die Regimenter von Offizieren befehligen läßt, die den Kriegsdienst gelernt haben, während es allgemeinen Anstoß erregen und lächerlich erscheinen würde, wenn etwa ein Professor zum Admiral oder ein Advokat zum Obersten der Kavallerie ernannt würde.

Wie so? fragte der Professor.

O, sagte der Alte, ich führe das nur deshalb an, weil ich auf der andern Seite sehe, daß in Angelegenheiten der Verwaltung und Regierung des Staates jedermann, der Lust hat, im Reichstage auftritt, mag er Professor, Landwirt, Advokat, Handwerker, Dichter oder Arzt sein, während kein Mensch daran Anstoß nimmt oder es lächerlich findet, daß Leute, welche die Verwaltung und Regierung des Staates nicht gelernt haben, sie doch ausüben.

Das klingt ja so, als wollten Sie den Parlamentarismus lächerlich machen, warf der Professor ein.

Ei, wo denken Sie hin! sagte Dr. Stahlhardt. Ich will nur darauf hinweisen, daß es die allgemeine Ansicht ist, die Befähigung zur Volksvertretung,

also der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, brauche nicht erlernt zu werden, sondern sei angeboren, so daß ich also durchaus nicht allein stehe mit meiner Meinung. Sogar die größten Männer der Geschichte, nicht nur das Volk, geben mir thatächlich Recht. Denn ich habe nie gehört, daß sie ihre Söhne in dem hätten unterrichten lassen, worin sie selbst groß waren, nämlich im Charakter. Ja, man ist mit Recht erstaunt, wenn einmal ein Sohn seinem großen Vater an Charaktergröße gleichkommt, denn nur zu häufig findet man, daß die großen Männer unbedeutende Söhne haben. Denken Sie an das alte Sprichwort: *Heroum filii noxae*. Wie freilich auch oft nichtswürdige Väter Söhne haben, welche musterhafte und großartige Staatsbürger sind.

Mein Vester, sagte der Anthropologe, Sie verwechseln da wohl die Begriffe. Die hervorragenden Genies kann man freilich nicht als Produkte der Erziehung, wenigstens nicht im engern Sinne, betrachten. Von denen habe ich auch nicht gesprochen, sondern nur von jenen Eigenschaften, die einem jeden guten Staatsbürger zukommen: Ehrenhaftigkeit, echte Sittlichkeit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und dergleichen; und die lassen sich allerdings lernen, die sind in ihrer Gesamtheit ein Produkt der Erziehung.

Der Professor warf sich bei diesen Worten in die Brust, denn er kam auf sein Lieblingsthema, und hielt einen langen Vortrag, in welchem er entwickelte, daß der Kampf ums Dasein den Menschen zu dem gemacht habe, was er sei. Während die Natur alle Arten der Tiere mit den ihnen eigentümlichen Schutz- und Hilfsmitteln zur Erhaltung und Fortpflanzung ausgerüstet habe, habe sie dem Menschen als Entgelt für so vieles ihm Mangelnde einen kostbaren Ersatz in der Vernunft gegeben, und diese habe er allmählich ausgebildet und sie, fortschreitend in der Erkenntnis, gebraucht, um sich aus anfänglich wilden und gesetzlosen Zuständen, wie noch jetzt entlegene unglückliche Völkerstämme sie zeigten, zu Sitte und Kultur hindurchzuarbeiten.

Wie aber kommt es nun, so schloß er, daß — wie es den Anschein hat — oft ein ausgezeichnete, rechtschaffener Vater einen wahren Taugenichts von Sohn hat, und daß auch der umgekehrte Fall eintritt? Diese Erscheinung beruht gewissermaßen auf einer optischen Täuschung, indem uns der richtige Maßstab der Vergleichung nicht immer zur Hand ist. Deshalb sind Sie auch auf die Idee verfallen, im Reichstage redeten und regierten Leute, welche von den Angelegenheiten des Staates nichts verstünden. Es ist das eine unfreiwillige Selbsttäuschung über die Bedeutung unsrer Kultur.

Glauben Sie mir, lieber Doktor, ein Mensch, der Ihnen jetzt bei uns als unwissend oder gar als ein vollendeter Taugenichts erscheint, hier, wo allgemeine Bildung und Sittlichkeit herrschen, der würde Ihnen wohl, wenn Sie ihm in Afrika unter den Kaffern oder auch in Afghanistan begegneten, als ein wahrer Mustermensch, als der Ausbund aller Tugenden erscheinen. Ich vermute, mein lieber Doktor, Sie würden sich, wenn Sie bei der Gesandtschaft des Majors

Cavagnari in Rabul, oder bei der Eskorte des Prinzen Louis Napoleon im Zululande befunden hätten, lebhaft nach einer Umgebung gesehnt haben, die aus den Sittenlofesten der hiesigen Menschen zusammengesetzt gewesen wäre. Aber Sie sind verwöhnt, weil hier im gebildeten Deutschland eben alle sittlich sind, und Sie glauben auch nur deshalb, es gäbe keinen Lehrer der Charaktertüchtigkeit, weil hier eben alle Menschen, insofern sie schon einigermaßen erwachsen und verständig sind, in höherem oder niedrigerem Maße solche Lehrer sind. Sie könnten mit ebendenselben Rechte behaupten, die deutsche Sprache könnte man nicht lernen oder lehren, weil Sie nämlich unter lauter Deutschen leben, die nicht mehr nötig haben, deutsch sprechen zu lernen und gewissermaßen alle selbst Lehrer der deutschen Sprache sind, obwohl sie natürlich wiederum alle noch in ihrer eigenen Muttersprache lernen können. Man muß eben gründlich untersuchen, fein unterscheiden und nicht auf den bloßen Schein hin paradoxe Behauptungen aufstellen und verfechten.

Ich bin wirklich dankbar für die empfangene Belehrung, sagte Dr. Stahlhardt in seiner natürlichen und ruhigen Weise, doch mit einem sarkastischen Zucken um den Mund, denn in der That war ich bis jetzt noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß es menschliche Sorgfalt sei, wodurch die Guten gut werden. Auch sehe ich nun gleich ein Beispiel vor Augen, welche schöne Sache es um unsern Fortschritt ist. Wie weit hat er uns doch in der Einsicht gebracht seit jenen finstern Zeiten, in denen Pindar sang: „Angeborene Geisteskraft nur schafft herrliche Thaten. Wer am Erlernten hängt, der dämmernde Mann, unsichern Schrittes immer schwankt er hin und her,“ und wo der Dichter Theognis sagte:

Ließe Vernunft sich machen und sich einpflanzen dem Manne,
Großen und herrlichen Preis trügen die Lehrer davon.
Nimmer aus tüchtigem Stamm wüchß' ein verdorbener Sohn,
Folgt er verständigen Reden. Doch nimmer wirft durch Belehrung
Einen schlechten du je machen zum tüchtigen Mann.

Aber ich möchte mir doch noch eine kleine Frage, über eine wahre Kleinigkeit, erlauben, deren Beantwortung mich ganz aufhellen wird. Sie meinten, mein verehrtester Herr Professor, ich hätte die Begriffe verwechselt, indem ich vom Genie sprach. Wie ist es denn nur mit dem Genie? Daß die Charaktertüchtigkeit gelernt wird, haben Sie gar trefflich bewiesen, aber woher kommt denn das Genie, von dem Sie sagen, daß es nicht Gegenstand des Unterrichts sein könne?

Ich verstehe recht gut, daß Sie ironisch sprechen wollen, sagte der Professor, indem eine Röthe des Argers über sein Gesicht zog, aber ich will in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes die Sache ernster nehmen, als Sie zu thun belieben. Gelernt wird das Genie allerdings auch, denn woher sollte ein Mensch es haben, wenn er es nicht gelernt hätte? Nur ist es nicht Gegenstand des Lernens im engern Sinne. Es ist eben nichts andres als das Resultat günstiger

äußerer Umstände, welche die menschliche Denkfähigkeit in exceptioneller Weise beeinflusst haben. Schon von der Stunde seiner Geburt an, sobald es an das Licht tritt, ist das Kind den mannichfaltigsten Eindrücken der Außenwelt ausgesetzt. Ein Meer von Schwingungen des Lichtes, des Schalls, von Gerüchen, von Berührungen, umgiebt seine noch ganz frischen und empfänglichen Sinne. Wir können uns keine deutliche Vorstellung von dem Einfluß und der Gewalt dieser Eindrücke machen, da wir selbst längst abgehärtet sind, und da wir am Kinde ja ihre Wirkung mit den bisherigen Hilfsmitteln der Wissenschaft nur wenig beobachten können. Aber wir müssen uns doch bei reiflicher Reflexion gestehen, daß es so ist. Ohne daß das Kind es merkt, während es ruhig schläft, während es trinkt, während seine noch ausdruckslosen Augen in die Welt hinein-starren, wirkt die Welt auf seine Sinne mit einer unberechenbaren Gewalt. Wer könnte ermessen, in welcher Weise diese wundervolle Entwicklung innerer und äußerer Naturkräfte vor sich geht? Vielleicht ist es gerade dieser Sonnenstrahl, der, durch einen Krystall gebrochen, oder auf einem goldenen Gefäß zitternd, durch das Auge des Säuglings in sein Gehirn trifft und dort ein Organ anregt, das, sich nun weiter entfaltend, einen Rafael aus dem Kinde macht. Vielleicht ist es gerade diese Melodie, die, aus der Ferne vom Klavier der Mutter her tönend, einen Beethoven oder Mozart bildet, indem sie das der Kunst der Töne gewidmete Organ im Gehirn zur Entfaltung bringt. Das ist alles so fein, so unberechenbar und entzieht sich bis jetzt noch so vollständig unsrer exakten wissenschaftlichen Beobachtung, daß wir keine speziellen Regeln darüber aufstellen können, aber gewiß ist, daß überhaupt auf diesem Wege, durch die ersten kindlichen Eindrücke, der Charakter sich bildet, und daß deshalb der allerhöchste Wert darauf gelegt werden muß, dem Kinde vom ersten Tage seines Lebens an nur gute und veredelnde Eindrücke zukommen zu lassen und alles Häßliche, Widrige, sowie Ausbrüche der Leidenschaft bei den umgebenden erwachsenen Personen ihm fern zu halten. Und ist nicht das auch eine Erziehung? Ist es nicht gerade der allerwichtigste Teil derselben? Ja ich behaupte: die Erziehung des Kindes in seinen ersten Tagen, Wochen, Monaten und Jahren ist noch einflussreicher als die Erziehung von der schulpflichtigen Zeit an, weil sich der eigentliche Charakter des Kindes schon in dieser ersten Zeit bildet.

Ich sollte fast meinen, wenn ich Sie so reden und Organe im Gehirn erwähnen höre, Sie wären ein verkappter Phrenologe, sagte Dr. Stahlhardt.

Durchaus nicht! Ich nehme natürlich Organe jeder Fähigkeit an; doch hat das nichts mit der Phrenologie zu schaffen.

Werkwürdig! sagte der Alte. Nun denn, wenn ich Sie recht verstanden habe, so sind es also die äußern Eindrücke, die den Charakter bilden. Günstige Umstände lassen dabei ein Genie entstehen, weniger günstige einen mittelmäßigen Mann, ungünstige einen schlechten Mann. Und durch die Sinne teilt sich Ihrer Meinung nach alles mit, was den Menschen bildet.

Natürlich, sagte der Anthropologe. Wodurch wollen Sie denn, daß der Mensch in sich aufnimmt, wenn nicht durch die Sinne?

Das Auge ist der schärfste unsrer Sinne, doch wird die Weisheit nicht damit erblickt, sagte Dr. Stahlhardt lächelnd.

Was meinen Sie denn, mein wohlweiser Herr? fragte der Professor. Woher hat denn Ihrer überlegenen Meinung nach der Mensch jene Eigenschaften, die ihn zu einem zivilisirten Staatsbürger oder gar zu einem Genie machen? Fliegen sie ihm etwa an, im Augenblick, wo er geboren wird, oder bei welcher Gelegenheit fallen sie vom Himmel auf ihn herunter?

Ja, mein Verehrtester, sagte Dr. Stahlhardt, das ist eine schwere Frage. Sie reden doch von jenen schönen Eigenschaften Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Sittlichkeit, die wir allesammt mit dem einzigen Worte Tugend zusammenfassen können, und die meiner Meinung nach das Genie nur in höherem Maße, nicht aber in anderer Weise besitzt als andre Menschen. Woher nun die Tugend dem Menschen kommt, wenn ich das sagen könnte, da wäre ich allerdings ein wohlweiser Mann. Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß, kann aber auch beteuern, daß es mir nie eingefallen ist, zu behaupten, ich wüßte es. Ich beschränke mich ganz darauf zu sagen, was jeder Unwissende sagen kann, nämlich, daß es die Gnade Gottes ist, die dem Menschen Tugend verleiht, und daß Gott sie giebt, wem er will, nach seinem unerforschlichen Ratschluß. Doch hat er wohl mit diesem seinem köstlichen Geschenk zu keiner Zeit gegen seine Menschen zurückgehalten, sondern es seinen Lieblingen unter den alten Völkern, ja auch unter den uralten Stämmen mit derselben Gnade verliehen wie jetzt. Wenigstens lehrt auch die historische Erfahrung sowohl wie der Denkschuß, daß menschliche Tugend immer dieselbe gewesen ist und zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen etwas anderes gewesen ist als Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Freilich ist es auch wohl von Anfang an so gewesen wie jetzt, daß nämlich, wie Sokrates sagt, der Thyrsoträger zwar viele sind, der Bakchen aber nur wenige, oder, wie Christus sagt, viele berufen sind, wenige aber nur ausgewählt.

So wäre denn alles, was Menschen je gelernt und gelehrt haben, umsonst? So wäre alle Wissenschaft und Kultur ohne Wert? So gäbe es keinen Fortschritt und wir thäten besser, nichts zu lernen, da ja doch das Gute beliebig von oben herunterfällt? Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück? fragte der Professor.

Sollte es nicht klüger sein, ehe wir den Mund so voll nehmen, zu untersuchen, worin denn eigentlich das Lernen besteht? fragte jener dagegen. Ich glaube, wenn wir erst das eingesehen haben, werden wir auch sehen, was wir lernen können.

Nun gut, sagte der Professor, so lassen Sie uns hören, was Sie unter Lernen verstehen.

Ihre Meinung war doch, sagte Dr. Stahlhardt, daß wir die Begriffe der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Gleichheit und so weiter in unserm Gehirn infolge der Wahrnehmungen konstruirten, welche wir mittels unsrer Sinne machten, indem wir nämlich gerechte Handlungen, schöne oder gleiche Gegenstände beobachteten und uns darnach Ideen bildeten.

Ganz recht, sagte der Professor, auf andre Weise ist es nicht möglich, denn die Sinne sind unsre einzige Vermittlung mit der Außenwelt.

bleiben wir beispielsweise jetzt bei dem Begriff der Gleichheit stehen, fuhr Dr. Stahlhardt fort. Wir haben also diesen Begriff erhalten, indem wir gleiche Dinge sehen, etwa gleiche Bäume, gleiche Steine, gleiche Tiere und so weiter.

Ganz recht.

Diese gleichen Dinge können nun unter Umständen auch ungleich erscheinen. Selbst solche, die sich in hohem Maße gleich sind, wie etwa zwei Meterstäbe, können sehr ungleich aussehen, wenn der eine auf fünf Schritt, der andre auf fünfzig Schritt Entfernung aufgestellt wird.

Gewiß, sagte der Professor, und es läßt sich sogar, abgesehen von scheinbaren Ungleichheiten, behaupten, daß es absolut gleiche Dinge gar nicht giebt. Ein größerer oder geringerer Unterschied findet sich immer, und selbst die beiden Meterstäbe, nebeneinander beobachtet, werden stets eine minimale Differenz in der Länge ergeben.

Sehr schön, sagte der andre. Wie ist es nun aber mit dem Begriff der Gleichheit? Können wir uns wohl vorstellen, daß es Umstände gäbe, unter welchen sie selbst ungleich sei? Ist unser Gehirn imstande, den Begriff der Gleichheit als Ungleichheit aufzufassen?

Entschieden nicht. Der vollkommene Widerspruch ist undenkbar, für Weise wie für Thoren, wie auch Mephistopheles meinte.

Also ist die Gleichheit an sich wohl etwas anderes als die gleichen Gegenstände, obwohl diese uns jenen Begriff zum Bewußtsein gebracht haben.

Sicherlich.

Wie aber kommt es, daß wir doch den Begriff der absoluten Gleichheit gelernt haben, obwohl die Dinge, durch welche wir ihn lernten, selbst nicht absolut gleich sind?

Das kommt dadurch, sagte der Professor, daß wir Schlüsse ziehen können. Sowohl die Ähnlichkeit der Dinge unter sich als auch ihre Unähnlichkeit macht uns aufmerksam auf das, was sie Gleiches, als auch auf das, was sie Ungleiches haben. So können wir sehr wohl eben durch das, was einem Gegenstande abgeht, auf dessen ideale Vollkommenheit gelenkt werden. Ich kann zum Beispiel, wenn ich ein Porträt sehe, dessen Mängel bemerken und doch, wenn es nicht gar zu schlecht ist, die Person erkennen, welche es darstellt; ich kann mir sagen, das ist gleich und das ist ungleich, und aus solcher Vergleichung den Begriff absoluter Gleichheit lernen, indem ich mir sage: so müßte es sein, um vollkommen dem Originale gleich zu sein.

Aber wenn Sie die Person nicht gekannt haben, welche das Porträt darstellt, dann können Sie über seine Ähnlichkeit nicht urteilen, sagte Dr. Stahlhardt.

Diese Bemerkung ist wohl überflüssig. Was ich nicht gesehen habe, kann ich nicht wiedererkennen, das versteht sich von selbst.

Wie? fragte der Alte, unter keiner Bedingung können Sie über die Ähnlichkeit eines Bildes urteilen, wenn Sie das Original nicht vorher gesehen haben?

Nein, sicher nicht. Eine bestimmte Erinnerung muß ich haben, sonst tappt jede Vergleichung im Dunkeln.

Ich dachte doch, Sie könnten Schlüsse ziehen. Könnten Sie denn nicht bei genauer und sorgfältiger Betrachtung des Porträts schließen, wie das Original aussieht?

Mein Bester, ich verstehe nicht, warum Sie auf diesem Punkte so sehr beharren. Es ist doch ganz klar, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Von der Ähnlichkeit eines Bildes kann ich doch nur insofern sprechen, als es dessen Übereinstimmung mit den Zügen des Originals betrifft. Folglich muß ich doch das Original vor Augen oder deutlich in der Erinnerung haben, um über die Ähnlichkeit des Bildes urteilen zu können.

Nun, ich bin vollständig Ihrer Meinung, sagte Dr. Stahlhardt lächelnd. Gesezt also, Sie hätten das Original deutlich in der Erinnerung, urteilten über die Ähnlichkeit des Bildes und fänden, daß es dem Original in hohem Maße gleiche, nur mit den kleinen Mängeln, die von menschlichen Schöpfungen einmal unzertrennlich sind, würden Sie da wohl, indem Sie diese Vergleichung anstellten, etwas andres thun, als die Gleichheit zweier Gegenstände mit der absoluten Gleichheit vergleichen?

Wie so? fragte der Professor zögernd.

Wir hatten uns doch darüber verständigt, antwortete der Alte, daß die Gleichheit etwas andres sei als die gleichen Gegenstände, indem letztere nämlich zwar so sein wollten wie erstere, aber doch nicht absolut gleich sein könnten, die Gleichheit selbst aber vollkommen. Wo immer ich also wahrnehme, daß zwei Gegenstände sich relativ gleich sind, kann ich es doch nur dadurch, daß ich ihre Gleichheit mit dem an sich Gleichen vergleiche.

Ganz recht.

Sie sagten aber selbst, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Wenn ich nun irgend eine Gleichheit mit der Gleichheit an sich vergleiche, so muß ich diese selbst vor Augen oder doch eine deutliche Erinnerung von ihr haben. Mit andern Worten: der Begriff der Gleichheit muß notwendig jeder Beobachtung von Gegenständen hinsichtlich ihrer Gleichheit vorausgegangen sein. Keine noch so sorgfältige Betrachtung zweier Gegenstände kann uns zu dem Schlusse führen, sie seien einander durch Gleichheit näher oder ferner stehend, wenn die Kenntnis der Gleichheit nicht vorausgegangen ist.

Nun gut, ich muß den Begriff der Gleichheit erfaßt haben, ehe ich Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit prüfe. Ich muß ihn eben auch gelernt haben. Was weiter?

Wann fangen wir nun an, die Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit zu prüfen? fragte Dr. Stahlhardt.

Nun, sehr früh, sobald sich der Verstand entwickelt.

Ich glaube auch, es geschieht schon sehr früh, sagte der Alte. Wenn ich nicht irre, fängt es in dem Augenblicke unsrer Geburt an. Wir müssen also den Begriff der Gleichheit schon vorher bekommen haben.

Vor unsrer Geburt?

Vor unsrer Geburt, sagte der Alte ruhig.

Das ist extravagant, sagte der Professor. Ich werde nie zugeben, daß wir irgendwelche Kenntnisse vor unsrer Geburt hatten.

Sie sagten aber doch, erwiderte Dr. Stahlhardt, daß wir den Begriff der Gleichheit erfaßt haben müßten, ehe wir Vergleichen anstellten.

Das habe ich zugegeben, aber von der Geburt an werden auch nicht Vergleichen angestellt. Das erste Schreien, das erste Verlangen nach Nahrung, die erste Unterscheidung von Licht und Dunkel sind animale, instinktive Regungen.

Das ist einerlei, sagte Dr. Stahlhardt. Nennen sie es, wie Sie wollen. Denn Sie selbst sagten vorhin, daß wir von unsrer Geburt an lernten, wiesen auf den Sonnenstrahl und den Ton hin, der in der Seele des Kindes bestimmte Fähigkeiten weckte. Und das ist ja auch gewiß, daß die Sinne der einzige Weg sind, auf dem uns die Begriffe zum Bewußtsein kommen. Aber welchen Zeitpunkt wir auch als denjenigen annehmen wollen, zu welchem wir zuerst etwas Schönes sahen, etwas Gleiches oder Ungleiches beobachteten oder eine gute That bemerkten, einmal muß doch das erste Mal gewesen sein, mag es nun am ersten oder zweiten Tage oder im ersten oder zweiten Jahre des kindlichen Lebens gewesen sein. Notwendig muß aber dieser ersten Wahrnehmung die Kenntnis der Schönheit oder der Gleichheit oder der Gerechtigkeit vorhergegangen sein, sonst könnte das Bewußtwerden nicht eintreten. Darum ist dieses selbst nichts anderes als eben eine Erinnerung. Denn so wenig wie Sie die Ähnlichkeit des Bildes beurteilen konnten, ohne sich des Originals zu erinnern, ebensowenig können Sie etwas schön finden, ohne sich der Schönheit, oder etwas gerecht finden, ohne sich der Gerechtigkeit, oder etwas gleich finden, ohne sich der Gleichheit zu erinnern, die Sie vor Ihrer Geburt kennen gelernt haben.

Das heißt, Sie rechnen alle abstrakten Begriffe zu den aprioristischen. Wie aber, wenn ich sage, diese Begriffe bekommen wir im Augenblicke der Geburt?

Dann frage ich Sie: Wann haben wir sie denn verloren?

Wann wir sie verloren haben?

Ja, denn Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß wir sie besäßen. Wenn wir sie besäßen, brauchten wir ja nicht zu lernen. Denn was hätten

wir wohl zu lernen, wenn wir die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Weisheit, die Tugend künnten? Nein, wir besitzen diese Kenntniss nicht, sondern wir müssen sie lernen. Dies Lernen aber ist nichts andres als ein Wiedererinnern, weil die Wahrnehmungen durch unsre Sinne uns in die Erinnerung zurückrufen, was wir ehemals wußten, aber durch das Einkleiden in einen Körper vergessen haben. Und die, welche recht gründlich vergessen haben, das sind die klugen, praktischen Leute, die sich von Kindheit an verständig benehmen, es zu Reichthümern und Ehren bringen und in der Wissenschaft schnell berühmt werden. Wenig Erinnerung an die himmlische Heimat stört sie in ihrem irdischen Streben. Die aber noch ein deutliches Bild der göttlichen Schönheit und Weisheit in ihrer Seele tragen und es nicht vergessen können, daß der Himmel ihre Heimat ist, obwohl sie in das schwere Fleisch gekleidet sind, die können sich hier unten nicht gut zurechtfinden, benehmen sich thöricht und werden nicht verstanden. Das sind die Künstler, Dichter und Denker, mit einem Worte: das Genie.

Der Professor dachte bei sich, dieser alte Nahlkopf sei ein unangenehmer Mensch. Mein Vester, sagte er, Sie haben uns die alte platonische Phantasie, daß die Seele von Ewigkeit zu Ewigkeit lebe, zum Besten gegeben, aber ich sollte doch meinen, die wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit hätten derartige Hirngespinnste längst beseitigt.

Als Pantagruel auf seiner Seefahrt im Frühling an das Eismeer gelangte, erwiderte Dr. Stahlhardt, da hörte man in der Luft allerhand Lärm, Rufe und Worte, ohne jemand zu sehen, der sie gesprochen haben könnte. Und der Steuermann erklärte, es sei im vergangenen Winter eine große Schlacht zwischen den Nordlandsvölkern geschlagen worden, die Rufe der Kämpfenden aber und der Lärm der Schlacht seien bei der strengen Kälte gefroren und würden erst jetzt hörbar, wo das warme Wetter sie aufthauen lasse. Da meinte Pantagruel, diese Töne glichen der Lehre Platons, und schon Antiphanes habe gesagt, Platons Lehre sei den Worten ähnlich, welche in gewissen Gegenden, zu strenger Winterszeit gesprochen, von der Kälte erstarrten und gefrören, so daß sie nicht gehört würden. Was Platon den Jungen lehre, werde von diesen erst notdürftig verstanden werden, wenn sie alt geworden seien.

In diesem Augenblicke machte sich eine Stille bemerklich, die den frohen Lärm des Festes jäh unterbrach. Die Tanzmusik hörte auf, es war ein Fragen und Klüffern, das bis in die letzten Zimmer sich fortpflanzte.

Auch der Kreis, welcher das lange Gespräch zwischen dem berühmten Anthropologen und dem Dr. Stahlhardt so geduldig angehört hatte, erhob sich, und man ging in den Tanzsaal, um sich nach der Ursache der Störung zu erkundigen.

Da stürzte Frau Klara Stahlhardt ihrem Manne entgegen und rief mit hochroten Wangen: Amadeus ist mit dem Pferde gestürzt und hat den Hals gebrochen. — Dann raunte sie ihm ins Ohr: Wir und Irwischs sind die nächsten Erben.

(Fortsetzung folgt.)